

Rund ein Viertel der 2.000 evangelischen Kirchen in Thüringen wird wenig oder gar nicht genutzt. Im Interview berichtet die Leiterin des Baureferats der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland, Elke Bergt, wie sie und ihre Kollegen mit der Situation umgehen, was die Kirchen heute noch für die Region bedeuten – und wie die IBA Projekte dabei helfen, dass die Gotteshäuser eine Zukunft in den Dörfern und Städten Thüringens haben können.

MACHEN LASSEN

Interview mit Elke Bergt



Frau Bergt, wie wichtig sind Kirchen für die Identität in Stadt und Land?

In den Dörfern sind die Gebäude ein wichtiges bauliches Orientierungszeichen, dort ist der Bezug zum Kirchengebäude selbst auch sehr persönlich. In den Städten geht es anonym zu, aber trotzdem sind vielen Menschen die Kirchen als markante Gebäude im Stadtbild wichtig. Für Fremde dürfte vor allem die große Vielfalt in unserem Bundesland reizvoll sein. Die Kirchen tragen zur Identitätsbildung der Menschen bei, und das ist immer noch sehr relevant. Wir leben allerdings in einer säkularisierten Gesellschaft, in der Kirche in spiritueller Hinsicht keine so große Rolle mehr spielt wie früher. Das spüren wir sehr, genauso wie den demografischen Wandel.

Wie macht sich das bemerkbar?

Zur Evangelischen Kirche Mitteldeutschlands gehören 20 Prozent aller evangelischen Kirchen in Deutschland, allein 2.000 davon in Thüringen. Dabei leben aber nur drei Prozent aller Gläubigen hier. Wir haben mal im Scherz gesagt, dass auf einen Konfirmanden im Schnitt ungefähr eine Kirche kommt. Es ist klar: Die Kirchen werden längst nicht mehr so genutzt wie vor 100 Jahren, das betrifft insbesondere den Besuch der Gottesdienste. Selbst in größeren Kirchen, vor allem aber in den Dörfern sitzen sonntags nur drei, vier Leute, in Ausnahmen sind es vielleicht mal 50. Nur an christlichen Feiertagen, vor allem an Weihnachten, sind die Kirchen noch voll. In Zahlen bedeutet das: Ein Viertel unserer 2.000 Kirchen – 500 Gebäude – werden selten oder gar nicht mehr genutzt, also weniger als vier Mal im Jahr.

Wie wirkt sich das auf Ihre Kirche aus?

Früher war die Kirche für die Menschen da. Heute müssen verstärkt die Menschen für ihre Kirchen eintreten, um sie zu erhalten. Weil es immer weniger Gemeindeglieder gibt, werden zunehmend Kirchengemeinden zusammengelegt. Für uns bedeutet das weniger Möglichkeiten, auch weniger finanziellen Spielraum. So betreut mittlerweile ein Pfarrer bis zu 30 Dörfer. Die Gläubigen in den Dörfern werden dadurch verständlicherweise immer unzufriedener.

Wie schwer ist es, Kirchen mit nicht-religiösen Themen zu füllen?

Kirchenrechtlich geht vieles. Evangelische Christen glauben nicht an geheiligte Räume, ein Gottesdienst kann theoretisch überall stattfinden. Trotzdem haben die meisten Gläubigen bestimmte Erwartungen an die Gebäude. Viele können sich neue Nutzungskonzepte etwa in Form von Diskotheken oder Restaurants nicht vorstellen. Auch Ideen, die Kirchen zum Beispiel zu einem Ort für nicht-religiöse Begräbnisfeiern zu machen, sind für manche gar nicht vorstellbar. Wir haben also mit einer Ambivalenz zu kämpfen: Wir wollen die Kirchen öffnen und zugleich das Besondere dieser Gebäude bewahren.

Ganz provokant gefragt: Warum trennen Sie sich nicht einfach von einem Teil der Kirchen? Das würde die Situation doch entspannen.

Das geht nicht – und das wollen wir auch nicht. Fangen wir mal ganz trocken mit den rechtlichen Belangen an: 99 Prozent der Gebäude sind denkmalgeschützt, über die Hälfte sind über 500 Jahre alt, viele sogar romanischen Ursprungs. Die könnten wir, selbst, wenn wir es wollten, nicht einfach niederreißen. Dazu kommt, dass Kirchen nach wie vor eine Leuchtturmfunktion in den Orten haben. Sie prägen überall das Stadtbild mit. Auch geistig sind die Gebäude weiterhin wichtig, denn in vielen Orten sind sie der einzige öffentliche Raum. Um den Menschen das wieder nahezubringen, wird zum Beispiel in diesem Jahr in Thüringen der Evangelische Kirchbautag zum Thema Kirche als öffentlicher Raum, beispielsweise als Marktplatz, als Treffpunkt stattfinden.

Zur Evangelischen Kirche Mitteldeutschlands gehören 20 Prozent aller evangelischen Kirchen in Deutschland, allein 2.000 davon in Thüringen. Dabei leben aber nur drei Prozent aller Gläubigen hier.



Die St. Johannes Kirche in Ellrich wird bis 2030 die Bürger digital und sozial vernetzen. In Workshops wurde der Kirchenraum schon häufig zum Treffpunkt. Foto: Elke Bergt

rechts — Die Bienen-Garten-Kirche in Roldisleben will den Erfahrungsaustausch und Dialog zu Kultur, Ökologie und Religion fördern.

Wie können IBA Projekte dabei helfen, die Kirchen zukunftsfest zu machen?

Die Kirche muss sich öffnen und zugleich auch Menschen ohne Kirchenbezug etwas bieten. Bereits zu Beginn des Projektes 2014 haben wir gemerkt, dass uns unsere Innensicht oft blockiert. Wir brauchten also jemanden, der uns auf einen neuen Kurs bringt. Die IBA ist dabei Experimentierpartner und Impulsgeber für uns. Die große Hoffnung war, mit dem Projektstart die Menschen in Thüringen zum Nachdenken anzuregen, und zwar durch eben diese Außenperspektive und damit verbunden durch ein forscheres, manchmal fast radikales Vorgehen. Wenn wir gezögert haben, hat die IBA oft gesagt: »Probiert es doch erst einmal — wenn es nicht klappt, ist es nicht schlimm!« Das hat sich bewährt, denn dadurch ist ein partizipativer Prozess ins Rollen gekommen.

Inwiefern begünstigt die Struktur der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland diese Veränderungsprozesse?

Die EKM hat eine vergleichsweise schlanke Verwaltung. Hier sind insgesamt 200 Leute für praktisch alles zuständig. Wir sind also beweglicher als manch andere Landeskirche. Damit haben wir intern eine größere Offenheit für Veränderungen, aber auch einen größeren Druck, etwas verändern zu müssen. Letztlich ist es eine unserer Kernaufgaben, den Weg von der starren Institution hin zu einer beweglicheren Organisation zu gestalten. Wir müssen auf Dauer die Entwicklung von den Gemeinden her noch mehr stärken. Wir müssen die Menschen in den Mittelpunkt rücken — und das darf keine Floskel sein.

Welche Lehren haben Sie aus dem IBA Projekt gezogen und welche Erkenntnisse lassen sich auf andere Kirchen übertragen?

Projekte wie das Übernachtungskonzept in Neustadt am Rennsteig (siehe S. 44, Anm. d. Red.) zum Beispiel würden an allen Rad- und Pilgerwegen gut funktionieren. Deshalb trage ich vor allem eine Botschaft nach draußen: Probiert es aus! Und ich gebe den Aktiven Handlungsempfehlungen mit, wie sie überhaupt zu neuen Ideen kommen können. Der Knackpunkt ist fast immer, dass sie erst einmal vom Problemdenken wegkommen müssen. Sie müssen sich fragen: Was dürfte sich in ihrer Kirche auf keinen Fall verändern? Und was dürfte ruhig anders sein? Die Menschen müssen das selbst gestalten dürfen und mitentscheiden, denn nur so werden sie das Projekt wirklich zu ihrem eigenen machen. Das bedeutet für uns auch, dass wir es aushalten müssen, wenn manches vielleicht nicht unseren eigenen Vorstellungen entspricht. Dennoch müssen die Akteurinnen und Akteure dann Wertschätzung und Unterstützung erfahren. Nur dann fühlen sie sich auch wirklich wahr- und ernstgenommen.

Die Menschen müssen selbst gestalten dürfen und mitentscheiden, denn nur so werden sie Projekte wirklich zu ihren eigenen machen.

